

„Die Ökonomie ist zu einer Instanz des Wahrsagens geworden“

Joseph Vogl im Gespräch

Mit *Das Gespenst des Kapitals* hat der Literaturwissenschaftler Joseph Vogl 2010 einen viel beachteten Beitrag zur Diskussion um das gegenwärtige finanzökonomische Denken vorgelegt. Mit uns sprach er über die Reaktionen auf sein Buch, den Glauben an die Unfehlbarkeit des Marktes und die Attraktivität neoliberalen Denkens.



**enden
& verschwenden**

Das Funktionieren des Wirtschaftssystems, das uns diese beispiellosen Freiheiten beschert hat, beruht darauf, die Menschen zu ermutigen, keine Grenzen anzuerkennen. [...] Die Ideologie des Kapitalismus macht uns alle zu Feinschmeckern der Freiheit – der unbegrenzten Expansion des Möglichen.

Susan Sonntag

360°: Herr Vogl, hat die Bundesregierung Sie denn schon um Rat gefragt?

Joseph Vogl: Jedenfalls nicht im Wachzustand.

360°: Einige Ihrer Kollegen aus der Rechtswissenschaft bekommen in der Staatsschuldenkrise nun Anfragen von hohen Stellen. Wie erklären Sie sich denn, dass in letzter Zeit auch ein Kulturwissenschaftler zum gefragten Mann in der Krise geworden ist?

JV: Ich glaube, das liegt an zwei Gründen. Erstens kann man feststellen, dass innerhalb der ökonomischen Wissenschaften so etwas auftaucht wie eine heterodoxe Vielfalt. Die monolithische Einheit der Wirtschaftswissenschaften, weitgehend durch die herrschende Doktrin des Neoliberalismus geprägt, erscheint im Augenblick – und wenigstens vorübergehend – aufgebrochen. Der zweite Punkt: Als Kulturwissenschaftler ist man nicht disziplinar gebunden, steht außerhalb, kommt nicht aus den Wirtschaftswissenschaften. Da redet es sich etwas unbefangener.

360°: Wie sind die Reaktionen von Ökonomen auf Ihr Buch ausgefallen?

JV: Die waren so unterschiedlich, wie die ökonomischen Lehrmeinungen selbst. Von liberalistischer Seite, von den Theologen ‚freier Märkte‘ gab es Verrisse. Da regte sich die Diskurspolizei. Von anderen Seiten, von Leuten, die sich eher als politische Ökonomen begreifen, gab es ganz unmittelbare Zustimmung.

360°: Sie zeichnen in Ihrem Buch das Entstehen einer liberalen Oikodizee nach, den Glauben an die segensreiche Wirkung von Markt und Wettbewerb. Wie ist denn dieser Glaube an die vermeintlich beste aller möglichen Wirtschaftsordnungen entstanden?

JV: Man kann im 18. Jahrhundert das Auftauchen und die Systematisierung des ökonomischen Wissens über vier Parameter erklären. Ein erster besteht darin, dass spätestens bei Adam Smith, aber auch schon bei den Physiokraten, der Markt als eine elementare Ordnungsfigur angesprochen wird. Besser als andere organisatorische Einfälle soll gerade das Marktgeschehen soziale Unübersichtlichkeit klären und Ausgewogenheit produzieren. Ein zweiter Punkt, der ebenso mit dem Entstehen ökonomischen Systemwissens zu tun hat, besteht in der Annahme, dass diese Ordnungsfiguren quasi naturgesetzlichen Charakter haben, wie etwa Newton die Naturgesetze der Planetenbahnen berechnet hat. Im Zentrum

„Der Mensch ist zu einem recht unangenehmen Zeitgenossen für seinesgleichen geworden.“

stehen also Gleichgewichtstheoreme und die damit verbundenen Physikalismen. Damit hängt drittens etwas zusammen, das ich die Providenzhoffnung dieses ökonomischen Denkens nennen möchte: Wie sich einstmals im Auge Gottes alle irdischen Desaster zu einer insgesamt schönen und sinnvollen Ordnung fügten, so rechtfertigt man heute die Pannen und Pleiten im System mit dem Verweis darauf, dass man trotz allem in der besten aller Wirtschaftswelten lebe. Schließlich und viertens hat man damit immer auch einen moralphilosophischen Vorzug beansprucht: Der Markt diktiert die Gesetze, nach denen sich die Maximen fürs Verhalten der einzelnen Mitspieler ausrichten sollen.

360°: Im Zuge des 18. Jahrhunderts trat ein moralphilosophischer Paradigmenwechsel ein, dem die Grundannahme vorausgeht, dass der Mensch asozial und dysfunktional sei. Wie soll sich dadurch auf dem Markt ein Gleichgewicht einstellen, das dem Wohl der Gemeinschaft dient?

JV: Zunächst tauchen seit dem 17. Jahrhundert vermehrt anthropologische Fragen auf, die die Rolle des Menschen in sozialen Systemen, in Gesellschaften, im Zusammenleben betrifft. Eine alte Annahme aristotelischer Herkunft, der Mensch sei ein *zoon politikon*, er lebe naturgemäß in Gemeinschaften, wird aus unterschiedlichen Perspektiven infrage gestellt. Spätestens im 18. Jahrhundert tauchen Überlegungen auf, die danach fragen, wie soziale Dynamik überhaupt hergestellt wird; und das ist der Zeitpunkt, an dem ältere Morallehren befragt werden. Man kann hier den englisch-französischen Moralphilosophen Bernard Mandeville nennen, der ganz explizit davon ausgeht, dass die wirklich erfindrischen, kreativen Seiten im Menschenverkehr in entfesselten Leidenschaften, aber auch in Lastern bestehen. Begierden, Sünden, sogar ehemalige Todsünden agieren einfallreicher als alle Tugenden. Der Mensch ist sozusagen aus seiner Gottesebenbildlichkeit herausgefallen, wird zu einem Gegenstand empirischer Nachfragen. Und das lässt sich durchaus als moralphilosophische Revolution begreifen: Der Mensch ist zu einem recht unangenehmen Zeitgenossen für seinesgleichen geworden.

Damit stellt sich die Frage, unter welchen Ausgangsbedingungen ein soziales System überhaupt funktionieren kann. Und die ökonomischen Theorien haben dafür einen Einfallparat, den man als ein Ei des Kolumbus im Ge-

sellschaftsdenken bezeichnen kann: Eine „Gesellschaft von Teufeln“ (wie Kant gesagt hätte) wird am besten durch den Markt regiert. Aus welchem Grund? Weil der Markt die beste Klärungsinstanz für Leidenschaften und Begierden darstellt. Wie funktioniert das? Erstens geht man von einer gewissen Entfesselungsleistung neuzeitlicher Subjekte aus, für die Verschwendung, Wollust, Habgier oder Geiz keine Todsünden mehr sind; und darin stellt sich zweitens die Frage des Interesses. Es gilt die Annahme, dass man mit all seinen Neigungen und Passionen immer etwas verfolgt, was man das Eigeninteresse oder die Selbstliebe nennen muss. Und diese Vorteilsnahmen, diese Interessen, wenn sie ein richtiges Kommunikationssystem haben, nämlich den Markt, kompensieren sich gegenseitig und führen dazu, dass hinter dem Rücken der Subjekte ein Zweck hervorgetrieben wird, den diese selbst nicht verfolgen. So entsteht aus Selbstsucht das allgemeine Wohl. Wenigstens theoretisch.

360°: Sie haben gerade angesprochen, was in Ihrem Buch ein wichtiges Thema ist: das Verhältnis von Theorie und Praxis. Sie sprechen da von einer „notorischen Verspätung ökonomischen Systemwissens gegenüber manifesten Geschäftspraktiken“, sagen aber auch, dass „das Konzept des Marktes Gestalt annimmt, bevor der Markt selber zu funktionieren begann“. Wie müssen wir diese Wechselwirkung zwischen ökonomischer Theorie und wissenschaftlicher Praxis verstehen?

JV: Der erste Punkt ist nicht sonderlich atemberaubend. Er besteht im Wesentlichen in der Beobachtung, dass etwa die Rolle des Kredits in verschiedenen Geschäftspraktiken, des Kreditwesens überhaupt, im entstehenden europäischen Handelskapitalismus sehr spät zum Gegenstand ökonomischer Theoriebildung geworden ist. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts, mit Theorien des öffentlichen Kredits, stellte sich die Frage, welche Dynamiken der systematische Umlauf von Schulden erzeugt. Oder nehmen sie das Beispiel der doppelten Buchführung, die sich im 13. und 14. Jahrhundert in Norditalien verbreitet, aber erst seit dem 16. Jahrhundert in Handbüchern beschrieben und damit theoretisiert wird. Die andere Seite besteht darin, dass ökonomische Theorien einen Anspruch auf die Programmierung von Wirklichkeiten erheben. So etwas wie ein ‚freier Markt‘ oder der ‚Wettbewerb‘ existiert nicht einfach, ist nicht gegeben. Das muss programmiert, realisiert, durchgesetzt werden.

360°: Ein konkretes Beispiel?

JV: Die Finanzmärkte, die uns gegenwärtig in Atem halten, hat es in dieser Konsistenz vor den 1970er Jahren nicht gegeben. Oder besser: sie existierten im Grunde nur auf dem Papier, in Theorien oder Hypothesen ‚effizienter Märkte‘. Erst mit Thatcher und Reagan wurden sie durchgesetzt: die so genannte Deregulierung der Finanzmärkte, die Erfindung neuer Finanzprodukte, dann die Freigabe des WorldWideWebs für Finanzgeschäfte aller Art. Man spricht hier von einer *enacted theory* – noch in den elementaren Geschäftspraktiken, noch in den Algorithmen der Computersysteme und des gegenwärtigen Hochgeschwindigkeitshandels sind die theoretischen Annahmen effizienter Märkte eingebaut.

360°: ...womit wir bei den Wechselwirkungen der letzten Krise wären.

JV: Ja. Theoretisch und praktisch funktionieren die Finanzmärkte, ihre Operationen und Transaktionen, die An- und Verkäufe im Millisekunden-takt auf der Basis von Gleichgewichtsannahmen: Alle Mitspieler haben gleichmäßigen Zugang zu allen möglichen Informationen. Und weil das so ist (oder sein soll), gibt es insgesamt vorhersehbare oder wahrscheinliche Tendenzen und Entwicklungen. Unwahrscheinliche Ereignisse oder Crashes sind hierbei nicht vorgesehen, auch nicht vorhersehbar. Und schlimmer noch: sie sind mit diesen Modellen auch nicht beschreibbar. Das ist umso bemerkenswerter, als diese Praktiken regelmäßig Rückkopplungskatastrophen erzeugen; seit dem Ende der 1980er Jahre hat es im Schnitt alle zwei bis drei Jahre einen globalen Crash gegeben. Nach den Annahmen der gängigen Finanztheorien hätte eine Krise wie die letzte nur einmal in zig-Milliarden Jahren passieren dürfen.

360°: Wenn Sie von spezifischen Gegenwerten sprechen, dann stellt sich die in Krisenzeiten populäre Frage nach dem vermeintlichen Wert von Geld – welche semiotischen Qualitäten hat Geld?

JV: Modernes Geld ist Kreditgeld, es verkörpert Zahlungsverprechen. So sind etwa Banknoten definiert. Rechtlich gesehen sind Banknoten Bargeld, das heißt sie ersetzen Münzgeld etc. Ökonomisch gesehen aber sind sie eine Art Schuldschein, das heißt Zahlungsverprechen. Darum kann das System nur durch seine endlose Fortsetzbarkeit funktionieren; jede Zahlung muss zu weiteren Zahlungen führen, es gibt keinen geschlossenen Kreis. Das lässt sich mit zwei

Aphorismen illustrieren. Karl Marx sagte einmal: Gold zirkuliert, weil es einen Wert hat; und Banknoten haben einen Wert, weil sie zirkulieren. Und bei Joseph Schumpeter heißt es: Um dieses System zu verstehen, muss man begreifen, dass man mit dem Anspruch auf ein Pferd nicht reiten kann, dass man aber mit dem bloßen Anspruch auf Geld Zahlungen machen kann. Man lebt und agiert hier also immer auf Vorschuss.

360°: Sie sagen, dass die liberale Oikodizee ein „sozialer Großversuch ist, eine irdische Providenz nachzustellen“. Haben wir es hier mit einer Ideologie zu tun?

JV: Ich weiß nicht, wie weit der Begriff der Ideologie hier reicht. Wenn man Ideologie als systematischen Irrtum oder falsches Bewusstsein begreift, wird man der Sache vielleicht nicht gerecht. Denn mir ging es unter anderem auch darum zu zeigen, wie das ökonomische Wissen zu einer Instanz geworden ist, in der sich die elementaren Wahrheiten über unsere Gesellschaften artikulieren. Wie die Ökonomie zu einer Instanz des Wahrsagens geworden ist. Wie es dazu kommen konnte, dass man das Geschick dieser Gesellschaften davon abhängig macht, was die ‚Märkte‘ ihnen sagen wollen. Man geht heute mit den Märkten um, wie es die Familienserie mit ‚Flipper‘ gemacht hatte: „Er will uns etwas sagen.“

360°: Der britische Politikwissenschaftler Colin Crouch spricht von einem befremdlichen Überleben des Neoliberalismus. Was meinen Sie wie es kommt, dass sich dieses System immer wieder reproduzieren kann?

JV: Aus zwei oder drei sehr einfachen Gründen. Der erste Grund ist die Rechtfertigung durch Erfolg: Solange dieses System für wesentliche Systemagenten profitabel ist, gibt es keinen Grund, damit aufzuhören. Profit ist eine recht unverwüstliche Sinnggebung. Ein zweiter Punkt, den ich versucht habe deutlich zu machen: Es besitzt eine große Attraktion für alle möglichen sozialen Hoffnungen. Wie immer unübersichtlich die soziale Welt sein mag, wie immer chaotisch die sozialen Moleküle durcheinander stürzen, unterschiedliche Märkte bringen immer ein Versprechen auf Ausgleich, Gleichgewicht, Ordnung und angemessene Distributionen mit sich. Hinzu kommt, dass Märkte, Wettbewerb und die damit einhergehenden Verhaltensweisen, Institutionen und Akteure jenseits der ökonomischen Seiten ein hohes Maß an Regierbarkeit von Gesellschaften garantieren. Ökonomische Dynamiken darf

man nicht nur als profitable Veranstaltungen begreifen, sondern zugleich als eine ganz spezifische Regierungstechnologie, die eine gewisse Effizienz des Regierens für sich hat. Denn schließlich treten alle ökonomischen Theorien seit Adam Smith mit dem Anspruch auf, nicht einfach nur das Geschäftsleben zu ordnen, sondern Gesellschaften insgesamt bestimmten Funktionsprinzipien und Mechanismen zu unterwerfen, um sie damit leichter regierbar zu machen.

360°: Seit den 1960er Jahren tritt auch eine zunehmende Bewirtschaftung des Alltäglichen ein. Diese „Vitalpolitik“ zielt auf den Ausgleich von ökonomischen und sozialen Milieus ab, indem sie das Individuum ganzheitlich erfasst; welche Folgen entstehen für den Menschen im Zuge dieser Grenzaufweichung?

JV: Da der Kapitalismus nur besteht, solange er wachsen kann, geht es um die Erschließung immer neuer Ressourcen. So hat man seit den 1970er Jahren das Human- oder Biokapital entdeckt. Das heißt: alle Bereiche des Lebens, von der Gesundheit bis zur Bildung, von der Zeugungskraft bis zur Kriminalität lassen sich dem ökonomischen Ansatz unterwerfen. Man macht Schattenpreise für Altersvorsorge und Ausbildung, Gesundheitswesen und Beziehungsformen. Und man versucht, Mikromärkte und Wettbewerbslärm über das Fleisch der Gesellschaft zu verteilen. Das ist das Idol von Wettbewerbsgesellschaften, bis in die Kapillaren von Bildungsanstalten hinein. Dabei geht es um die Ausschöpfung bisher ungenutzter Ressourcen. Zwei Beispiele: Etwa die so genannte Liberalisierung von Arbeitsmärkten. Hier handelt es sich nicht nur darum, Märkte für billige Arbeitskräfte zu schaffen, also Prekarisierung der Arbeit, Ein-Euro-Jobs, Billiglohnländer etc. Die ‚Flexibilisierung‘ der Arbeit hat auch die Grenze zwischen Beruf und Restleben durchlöchert; die gesamte Lebenszeit kann dann besser und effizienter bewirtschaftet werden. Sogar im Zeichen der Freiwilligkeit. Ein anderes Beispiel ist das, was man heute *Prosumer* nennt, die Einheit von Konsument und Produzent: Konsumenten also, die an der Produktion dessen, was sie kaufen, selber mitwirken. Man kann das auch IKEA-Prinzip nennen. Der Möbelmacher spart sich Arbeitszeit zum Zusammenbauen, gibt das Ersparte aber nur zu einem geringen Teil durch Preisnachlässe an den Käufer weiter. Der investiert dann zuhause grübelnd und schraubend seine Lebenszeit. Etwas Vergleichbares ist das *crowd-sourcing*: Bei Microsoft oder Google arbeitet

„Profit ist eine recht unverwüstliche Sinnggebung.“

die Masse der Benutzer an der Produktoptimierung mit. Das sind Verfahren mit großer Zukunft – informelle Abschöpfung von Arbeitskraft in bisher unbekannt Dimensionen.

360°: Zu den klassischen Theorien des Finanzmarkts; Sie beschreiben diese an einer Stelle als „nobelpreisprämierte Verwandlung von Ratespielen in Finanzwissenschaften“. Wie muss man sich diesem komplexen Gebiet adäquat annähern und stößt der Mensch beim Versuch, das Geschehen an den Finanzmärkten zu beschreiben, nicht an seine epistemologischen Grenzen?

JV: Diese Formulierung ist nicht von mir; das ist vielmehr ein Bonmot, das in den Wirtschaftswissenschaften kursiert. Was die epistemologischen Grenzen betrifft: hier wäre an zwei Überschreitungen zu denken. Zunächst ginge es darum, sich von Gleichgewichtsmodellen und den damit verbundenen Physikalismen zu lösen – weniger Platonismus und mehr Realismus. Und dann sollte man sich daran erinnern, dass jeder ökonomische Sachverhalt – Preise, Kapitalbewegungen, Produktionsbedingungen – jeweils komplexe soziale Verhältnisse darstellt. Es ginge also um eine nicht-autistische ökonomische Wissenschaft. Glücklicherweise gibt es bereits Schauplätze dafür, zum Beispiel eine *post-autistic* oder *real-world economics review*.

360°: Wäre eine Lösung der aktuellen Schuldenkrise, zu sagen: Schulden die abbezahlt werden können, sind keine Schulden?

JV: Da sollte man differenzieren: Schulden privater Haushalte sind etwas anderes als Schulden öffentlicher Haushalte. Diese entstehen auch nicht unbedingt unter denselben Bedingungen, werden aber auf den privaten Märkten mit denselben Mechanismen vertrieben. Öffentliche Schulden sind deshalb andere Schulden, weil sie mit hoheitlichen Aufgaben verbunden sind. Zudem treten die Zentralbanken auf als *lender of last resort*, als letztinstanzliche Retter und Kreditgeber. Und natürlich sind bestimmte Dynamiken der fortlaufenden Verschuldung nur durch radikale Schnitte zu unterbrechen. In der Geschichte geschah das meistens durch Kriege. In dieser Hinsicht befinden wir uns heute in einer Art Vorkriegszeit. Und ja, hier wäre ein Schuldenschnitt nötig, hoffentlich ohne Krieg.

360°: Herr Vogl, vielen Dank für das Gespräch.

„Hier wäre ein Schuldenschnitt nötig. Hoffentlich ohne Krieg.“

* **Joseph Vogl** wurde 1957 in Eggenfelden geboren. Nach dem Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität in München wurde er 1990 im Fach Neuere Deutsche Literatur promoviert und 2001 habilitiert. Seit 2006 ist er Professor für Literatur- und Kulturwissenschaft/Medien an der Humboldt-Universität zu Berlin sowie *Permanent Visiting Professor* an der Princeton University, USA. Neben der Veröffentlichung von zahlreichen Monographien und Artikeln, zuletzt *Das Gespenst des Kapitals*, hat Vogl mehrere Schlüsselwerke der neueren französischen Philosophie ins Deutsche übersetzt, unter anderem Gilles Deleuzes *Differenz und Wiederholung*.